

gen ist den Dresdnern trotz oder sogar wegen der weitgehenden Zerstörung des Kerns ihrer Stadt die Liebe zum Überlieferten nicht abhanden gekommen. Ihre konservativdenkmalpflegerische Grundstimmung hat sogar den Sozialismus überlebt. Hier scheint der Ansatz durchaus gerechtfertigt, die sich an den Hängen der Elbe zwischen Pillnitz und Radebeul entlangziehende Bebauung als zusammenhängende „Denkmallandschaft“ zu erfassen und unter Schutz zu stellen. Dazu gehören die Villenvororte ebenso wie die verbliebenen Vorstädte mit ihrem architektonisch zurückhaltendem, aber gediegenen Habitus. Auch zu dieser Denkmallandschaft Dresdens des 19. Jahrhunderts gibt es in Deutschland kein Gegenstück. Diese Bedeutung ist bisher weniger ins Bewußtsein gedrungen als die der allerdings wirklich exemplarischen Gartenstadt Hellerau. Eine Erfassung und Dokumentation der verbliebenen Denkmalwerte im Großraum Dresden wäre nicht nur für die Kunstgeschichte von Bedeutung, sondern würde auch die für den Schutz und die Pflege notwendigen Grundlagen bilden. Eine Mithilfe westdeutscher Kunsthistoriker an dieser Erfassung wäre in diesem Falle eher denkbar als in den ebenfalls neu zu definierenden Denkmallandschaften etwa des Erzgebirges, weil hier sehr spezielle regionalgeschichtliche Kenntnisse vorausgesetzt werden müßten.

Mit diesen Andeutungen zum Problem der „Denkmallandschaft“ sei nur noch einmal abschließend darauf hingewiesen, daß in der wirtschaftlich zurückgebliebenen DDR Denkmale in großer Zahl überhaupt erst noch zu entdecken sind. In früheren Jahren zögerten wir aus den dargestellten Gründen mit Denkmalerklärungen. In einer demokratischen Gesellschaft hingegen wächst nicht nur der Mut, sondern obliegt uns sogar die Verpflichtung, Denkmalwerte möglichst objektiv zu benennen und zu verteidigen.

Heinrich Magirus

EIN GIGANTISCHER SENDETURM ÜBER WÜRZBURG?

(mit einer Abbildung)

Dem Stadtbild von Würzburg droht große Gefahr. Zum zweiten Mal in diesem Jahrhundert befindet sich die alte Bischofsstadt, die immer noch unvergleichlich schön in einem von Hügeln eingerahmten Kessel des Maintals liegt, an einem Wendepunkt in ihrer Geschichte. Den ersten tiefen Einschnitt bedeutete der 16. März 1945, als annähernd achtzig Prozent der historischen Bausubstanz ein Opfer des Bombenkrieges wurden. Der Zauber der prachtvollen barocken Residenzstadt war unwiederbringlich verloren gegangen. Und doch wußte man Entscheidendes, das die Eigenart der Stadt ausmachte, aus den Trümmern herüberzuretten: den alten Stadtgrundriß, die lebhaftige Silhouette der Dach- und Turmlandschaft und nicht zuletzt die landschaftlichen Konturen, denen das Stadtbild seine Wirkung verdankt. In den Jahren nach 1945 war man nicht nur bemüht, die Stadt wieder lebensfähig zu machen, sondern ebenso bestrebt, ihr einstiges Erscheinungsbild zumindest in Umrissen wiederzugewinnen. Ungeachtet vieler Bausünden ist dieses Bestreben insgesamt erfolgreich gewesen. Wie einst prägen die bedeutendsten Monumente der Stadt, die ihren eigentlichen Ruhm ausmachen, deren Gesicht. So ist es verständlich, daß die schrecklichen Kriegsverluste langsam in Vergessenheit gerieten.

Weniger Verständnis ist aber dafür aufzubringen, daß dieses Vergessen seit geraumer Zeit in Vergeßlichkeit umschlägt. Mehr und mehr gerät unserer Wohlstandsgesellschaft aus den Augen, welch großartiges Stadtdenkmal aus den Trümmern der Zerstörung gerettet werden konnte. Allenthalben machen sich Ansprüche an die alte Stadt geltend, die deren mühsam konservierten Charakter bedrohen. Eine große Gefahrenquelle ist der ständig zunehmende Verkehr. In den sechziger Jahren konnten unerschrockene Bürger unter Federführung des um Würzburg hochverdienten Verschönerungsvereines verhindern, daß ein Gutteil des Glacisparkes einer stadtautobahnartigen Ringstraße zum Opfer fiel. Aber auch der stattdessen entstandene sogenannte Mittlere Ring hat inzwischen große Schäden angerichtet: Große unvermeidliche Verkehrsknotenpunkte samt ihren Brückenwerken haben im Nordosten der Stadt, gegen Rottendorf, die historische Topographie fast völlig zerstört; wer von hier sich der Stadt nähert und ortsfremd ist, erhält einen fatalen Eindruck von der vielgerühmten Barockstadt.

Auch in der Altstadt selbst fordert der Verkehr erhebliche Opfer: Ich weise nur auf die unhaltbaren Zustände auf und um den Residenzplatz hin. In jüngster Zeit wurde beschlossen, im Bereich des Alten Hafens eine neue Brücke zur Bewältigung des Durchgangsverkehrs zu bauen. So notwendig der Bau, so unnötig ist die dafür vorgesehene Pylonenbauweise, die eine erhebliche Beeinträchtigung des Stadtbildes am Fuße des Steinbergs zur Folge haben wird. Zunehmend werden die Ränder der Altstadt durch Verkehrsbauwerke, in noch größerem Maß aber durch eine bedrohliche Ausmaße annehmende Zersiedelung der Hänge des Talkessels unscharf. Der Neuberg droht langsam in villenartiger Hausbebauung unterzugehen. Der Süden der Stadt ist durch das Neubaugebiet Heuchelhof weitgehend entstellt.

Lediglich der Steinberg, an dem der vielgerühmte Wein wächst, der Marienberg mit der imposanten Festungs- und Schloßanlage und der Nikolausberg, an dessen Abhang, der Stadt zugewandt, das Käppele sich lehnt, blieben von moderner Bebauung gänzlich oder doch weitgehend verschont. Hier, im Zusammenspiel der teils bewaldeten, großteils aber mit Wein bepflanzten Hügel zeigt sich die schönste Seite des Würzburger Stadtbildes. Niemand hätte es für möglich gehalten, daß diesem letzten ungestörten Bereich jemals Gefahr drohen könnte.

Die Deutsche Bundespost hat das Gegenteil bewiesen. Sie plant ausgerechnet auf dem Nikolausberg, der mit Balthasar Neumanns Wallfahrtskirche Käppele in ganz entschiedener Weise die allgemeine Vorstellung von Würzburg prägt, einen 195 m hohen Sendeturm zu errichten. Das schier unglaubliche Projekt, von dem geradezu katastrophale Folgen für das Stadtbild zu erwarten sind, nimmt bereits deutliche Gestalt an: In Kürze beginnt das Raumordnungsverfahren (*Abb. 6b*).

Natürlich fordern, so die Post, die Erweiterung der Telekommunikationsdienste, des Mobilfunknetzes und die Versorgung der Würzburger Bevölkerung mit neuen Fernseh- und Rundfunkprogrammen gebieterisch ein derartiges, hohes Bauwerk. Über die Berechtigung dieser selbstbewußt angemeldeten angeblichen Bedürfnisse, noch weniger aber über die technischen Belange, mittels derer jenen entsprochen werden soll, kann sich der Laie nur schwer ein Urteil bilden. Immerhin stimmt es nachdenklich, daß der in Fernmeldefragen versierte Elektro-Ingenieur Ulrich Jochimsen aus Flensburg ganz anderer Auffassung ist: Er hält das Turmprojekt der Post für völlig unzeitgemäß und dem

erreichten wissenschaftlichen Standard nicht entsprechend. So scheint denkbar, daß das heute als unumgänglich deklarierte Projekt bereits morgen von der technischen Entwicklung überholt sein wird. Jedem Einsichtigen zeigt sich zudem, daß die technischen Belange immerhin einigen Spielraum lassen. Leider hat sich die Post auf ihren Standpunkt sehr versteift, zumal ihr der Wind aus Würzburgs Bevölkerung kräftig entgegenbläst. Namentlich der schon erwähnte Verschönerungsverein hat sich wieder, wie damals in der Angelegenheit der Ringautobahn, als Gegner des Projektes exponiert und mit Broschüren sowie mit einer Unterschriftenaktion zum Kampf gegen den geplanten „Beton-Spargel“ aufgerufen.

Freilich ist zu befürchten, daß dieser ungleiche Kampf — denn die Post ist ein mächtiger Gegner, der erheblichen Druck auszuüben weiß — nicht zu der nötigen Nachdenklichkeit der Verantwortlichen führt. Bisher nimmt die deutsche Bundespost die Bedenken gegen ihr Vorhaben sehr leicht. Ein von ihr bestelltes sogenanntes Gutachten eines Göttinger Architekturbüros für Landschaftsplanung (an dem auch ein Kunsthistoriker beteiligt war, der sich nur deshalb so nennen darf, weil es sich um keine geschützte Berufsbezeichnung handelt), attestiert, offenkundig wider besseres Wissen, eifertig die „Umweltverträglichkeit“ des Turmprojektes mit vorgeblichen wissenschaftlichen Argumenten. Es bedarf indessen keiner großen Phantasie, sich vorzustellen, daß im Gegenteil der Posturm eine verheerende Wirkung auf Landschaft und Stadtbild ausüben würde. Ein bereits auf dem Nikolausberg befindlicher Gittermast, der halb so hoch ist wie der künftige „Beton-Spargel“, gibt den Maßstab: In der Tat würde sich der doppelt so hohe Sendeturm wie ein Monstrum ausnehmen, das in groteskem Mißverhältnis zu seinem Wirt, dem Nikolausberg, stehen würde.

Wesentlich schlimmer noch wäre indessen der Kontrast zu Neumanns Kappelle und der Festung Marienberg. Man muß sich Folgendes, um die Bedrohlichkeit der Situation in ihrem ganzen Umfang zu verstehen, ins Gedächtnis zurückerufen: Nachdem Neumann 1748 den Auftrag erhalten hatte, eine am Abhang des Nikolausberges gelegene, in Ostwest-Richtung orientierte Wallfahrtskapelle durch einen eigenständigen Anbau zu erweitern, hat er bewußt die ursprüngliche Orientierung aufgegeben und den Neubau mit seiner Zweitürmefront sowohl der Festung Marienberg als auch der Altstadt, die jenseits des Maines liegt, zugewandt. Man sieht daraus, wie wohlüberlegt das Kappelle nicht nur in den Berghang hineinkomponiert, sondern auch wie klug die Baumasse der Festung und der Wallfahrtskirche in ein zwar ungleiches, aber umso wirkungsvolleres, reizvolles Verhältnis zueinander gesetzt wurden. Und beide, Kappelle wie Festung, dachte sich Neumann gleichsam als ein Point-de-vue-Paar, das der Altstadt ein kontrast- und abwechslungsreiches Gegenüber schaffen sollte.

Dieses wohldurchdachte, von einem der größten deutschen Barockarchitekten geschaffene Ensemble verträgt nicht die geringste Störung. Man hat dies eigentlich stets gewußt, wenn auch nicht ausgesprochen, und sich danach gerichtet. Niemals wurde der Zusammenklang von Wallfahrtskirche und Festung durch Baumaßnahmen ernstlich gestört. Die Bewaldung des Nikolausberges, der ursprünglich wie alle Würzburger Hügel ein Weinberg war, hat nur oberflächlich, aber nicht strukturell verändernd gewirkt.

Nun soll sich nach dem Willen der Deutschen Bundespost ein Dritter in den Bund zwischen Kappelle und Festung drängen! Beide würden von dem Eindringling zu Zwergen

degradiert, um eine Formulierung von Georg Mörsch aufzugreifen. Fast von jedem Standpunkt in Würzburg aus, der einen Blick auf Käppele und Festung erlaubt, wäre diese neuartige Trias zu sehen. Es grenzt an Zynismus, wenn in dem obengenannten Jubel-Gutachten nur von der „Antennenspitze“ des Turmes, die beispielsweise vom Residenzplatz aus zu sehen sei, die Rede ist, währenddem bereits jetzt der *halb so hohe* Gittermast, der durch den „Beton-Spargel“ abgelöst werden soll, von diesem Standort aus in eindrucksvoller Länge gesehen werden kann. Hier zeigt sich handgreiflich, wie man versucht, mit manipulativen Mitteln den Sendeturm zu verniedlichen.

Es wäre ein Zeichen gefährlicher Vergeßlichkeit, wenn die Verantwortlichen, die über den Bauantrag der Deutschen Bundespost zu entscheiden haben werden, sich nicht auf ihre Verantwortung gegenüber dem aus den Zerstörungen des Zweiten Weltkrieges mühsam herübergeretteten Würzburger Stadtbild besännen. Einmal mehr ist zu wählen zwischen blindem technischen Optimalismus, der — ironischerweise — zu besserem „Fernsehen“ verhelfen soll, und einem maßvollen, behutsamen Verbessern technischer Unzulänglichkeiten. Es ist zu wählen zwischen rasant fortschreitender Zerstörung des Stadtbildes von Würzburg und einem klaren Votum für die Erhaltung des historisch und künstlerisch Einzigartigen. Wie gesagt, Würzburg befindet sich in diesem Jahrhundert bereits zum zweiten Mal an einem Wendepunkt in seiner Geschichte: Entweder wendet sich die Stadt — endlich! — gegen ihre weitere Zerstörung oder sie fällt ihr noch gänzlich anheim.

Stefan Kummer

RETTET DIE FASSADE DES DIENTZENHOFER-HAUSES MAXPLATZ 8, BAMBERG

(mit zwei Abbildungen)

Eines der kunstgeschichtlich wichtigsten Bürgerhäuser nicht nur Bambergs, sondern des süddeutschen Barocks, das an Qualität des Entwurfs wie der Ausführung wesentlich berühmtere Bauten am Ort (wie das vielgepriesene Böttingerhaus) in den Schatten stellt, ist wieder in seiner Substanz bedroht, diesmal speziell die Fassade.

Für die überaus subtilen Fensterrahmungen und die Marienkrönungsgruppe im Zentrum der Fassade wurde ein besonders feinkörniger, gelblicher Sandstein verwendet, die übrigen Wandflächen aus härterem graubraunen Stein durch Scharrierungen abwechslungsreich gestaltet. Die Skulpturengruppe wird dem Bildhauer Johann Peter Benkert zugeschrieben, dem Schöpfer so wichtiger Werke wie der Kunigundenstatue auf der Unteren Brücke oder des Hochaltares der Wallfahrtskirche von Gößweinstein, später von Friedrich dem Großen nach Potsdam berufen. Es handelt sich um die bildhauerisch beste Gruppe dieser Art in Bamberg, das eine ganze Reihe davon besitzt.

Die Sorgfalt, die auf die Fassadengestaltung verwendet wurde, und die prominente Lage an dem (später) von Bauten Balthasar Neumanns flankierten Platz vor der ehemaligen Stadtpfarrkirche St. Martin legen die Vermutung nahe, daß der Architekt hier sein eigenes Wohnhaus errichtet hat, als Vorbild und Anregung für bauwillige Bamberger, die von den Schönborn-Bischöfen im 18. Jahrhundert besonders gefördert wurden.